

Aus dem Inhalt:

Bibelworte näher betrachtet –
Denn dein ist das Reich

Das Vaterunser in der
Tempelgemeinde

Leserecho

Krieg für eine gerechte Sache?

Ein Pädagoge,
wie es ihn selten gibt

Aus dem Archiv

Denn dein ist das Reich

Ein erhebendes Bekenntnis ist der uns allen vertraute Schluß des Vaterunsers: »Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen!« Dieser Schluß ist auch in der ökumenischen Fassung des Vaterunsers enthalten. In vielen alten Handschriften fehlt er, deshalb war er auch in der römischen Kirche nicht im Gebrauch.

Wer auch immer dieses Bekenntnis schuf und mit den Bitten des Vaterunsers verbunden hat, er konnte kein klareres und umfassenderes Bekenntnis zu Gott schaffen. Wer es nicht als Formel, sondern als Ausdruck seiner inneren Ergriffenheit zu sagen vermag, der hat damit die ganze Fülle der Religion und damit zugleich das beste Erbe des Urchristentums, dem wir diesen Vaterunserschluß verdanken.

Mit dem an Gott gerichteten Bekenntnis »*Dein ist das Reich*« bekenne ich, daß ich glaube, daß alles Leben, das ich gewahre, alles Sein, von dem ich weiß, auf Erden und im unbegrenzten All mit seinen unzähligen Welten der Bereich dessen ist, den ich Gott und Vater nenne. Ich selbst weiß mich zu diesem göttlichen Bereich zugehörig, ganz und gar von ihm abhängig, in ihm erst zum Leben fähig und vor allem ihm verpflichtet.

Mein Bekenntnis zum Reich ist das Bekenntnis meiner Aufgaben, die ich im Reiche Gottes habe. So ist für mich das Reich Gottes keine jenseitige, sondern die unmittelbare Wirklichkeit. Ist auch das Reich Gottes wie Gott selbst für meine Sinne unerreichbar, so werde ich doch im Anschauen der sichtbaren Lebensformen mir voller Ehrfurcht der höheren Weisheit bewußt, die als gestaltende und erhaltende Kraft wirksam ist.

Das Reich Gottes ist für mich der Bereich, der auch in sich schließt, was durch den Tod von der Körpergebundenheit geschieden wird. Dem Glauben an das Reich entspricht der Glaube an den seelischen Bereich in mir, der so zum Körper gehört wie das unsichtbare Reich Gottes zur sichtbaren Welt.

So ist das Bekenntnis zum Reich Gottes auch der vertrauensvolle Glaube, daß der Tod Gottes Angelegenheit ist, ich darum den lieben Menschen, der starb, Gott und seinem Reich zugeordnet fühle.

Dem Glauben an das Reich entspricht der Glaube an die Kraft Gottes. Wenn ich bekenne »*Dein ist die Kraft*«, bekenne ich, daß Gott nicht nur Wirklichkeit, sondern Wirksamkeit ist, die in für mich unergründlicher Weisheit ständig alles Leben werden läßt.

Besonders ergreift mich die Einsicht, daß es Ausdruck des göttlichen schöpferischen Wirkens ist, daß ich mir Gottes und seiner Wirksamkeit bewußt werden darf, daß ich mein Leben als Ausdruck göttlicher Lebenskraft empfinde.

Mit dem Bekenntnis »*Dein ist die Kraft*« verbindet sich also das Bekenntnis: »Dir gehört mein Leben, meine Kraft, denn dir allein verdanke ich sie, darum will

ich sie in den Dienst deines Reiches stellen, gib mir dazu die Kraft.«

Einer besonderen Überlegung bedarf das Bekenntnis der »Herrlichkeit« Gottes. Das griechische Wort im Urtext, das »doxa« heißt, wurde zwar mit Herrlichkeit übersetzt, kann aber auch anderes bedeuten, wie Meinung, Plan, Entschluß oder auch Ansehen, Ruhm, Ehre.

In jedem Fall veranlaßt der Begriff im Urtext, der im Deutschen mit Herrlichkeit wiedergegeben wird, zu der besonderen Klärung, was ich eigentlich bekenne, wenn ich Gottes Ruhm oder Herrlichkeit bekenne.

Ich glaube, daß ich mit diesem Bekenntnis Gott als Ursprung, Sinn und Ziel allen Seins und damit meines Seins bekenne, daß also alle meine Gedanken, Worte und Taten Gott ehren sollen. Gott die Ehre geben wollen, heißt, ihn als das Heiligste empfinden und seiner Allgegenwart mit diesem Streben Rechnung tragen.

Dabei muß ich an die erste Bitte denken: »Geheiligt werde dein Name«. Das Bekenntnis zur Doxa Gottes, zu seiner Heiligkeit, kann nur dadurch echt werden, wenn ich mit meiner ganzen Bereitschaft dazu beitrage, daß der Heiligkeit Gottes entsprochen wird in mir und durch mich in meiner Umwelt.

Wenn ich an Stelle des bisher gebrauchten Begriffes Herrlichkeit den Begriff »Heiligkeit« setze, gewinnt das Bekenntnis noch mehr den mich verpflichtenden Charakter, so wie er auch in den Begriffen Reich und Kraft lag. Wenn das Schlußwort des Vaterunsers, das den Charakter eines Bekenntnisses hat, in Gottes Reich und Kraft und Heiligkeit ewige Wirklichkeiten mit dem Wort »in Ewigkeit« bekennt, dann spricht daraus eine entscheidende religiöse Grundhaltung.

Der so Bekennende hebt sich aus dem für alles stoffliche notwendigen Wechsel und Wandel des Seins. Damit glaubt er sich einem über alles Vergehen hinaus bleibenden Sein zugehörig. Unsere äußere Erfahrung vermittelt uns die Tatsache einer ständigen Folge der Lebensformen und damit der Vergänglichkeit alles Bestehenden, wozu wir uns auch zu rechnen haben. Keine Weisheit der Welt, keine noch so tief eindringende Wissenschaft kann uns von einem körperlosen, rein geistigen Sein über uns und in uns Kenntnis vermitteln. Nach wissenschaftlichem Ermessen gibt es nichts Ewiges.

Es entspricht aber dem inneren Erleben des Innewerdens der Wirklichkeit Gottes, seines Reiches und seiner Kraft, daß wir sie von keiner Vergänglichkeit betroffen glauben. Der Glaube an ein ewiges, von Zeitlichkeit unabhängiges Sein ist allein im Glauben an Gott möglich.

Der Glaube an Gott, wie er in dem das Vaterunser abschließenden Bekenntnis zum Ausdruck kommt, ist so Inbegriff eines Gewißwerdens der höchsten heiligen Wirklichkeit in Gottes Reich, Kraft und Herrlichkeit als das, was mich verpflichtend umgibt und erfüllt, segnet und bindet, ausrichtet und beruft.

Mag es jeden, der es ausspricht, zu immer neuer Tiefe führen.

(aus einer besinnlichen Betrachtung von Pfarrer Erich Bergmann, der über viele Jahre hinweg der TGD als Geistlicher diente; »Warte des Tempels«, Sept. 1968)

Das Vaterunser in der Tempelgemeinde

Das Gebet, das Jesus nach der Überlieferung von Matthäus 6,9-15 seine Jünger gelehrt hat, wird auch in der Tempelgemeinde in ihren religiösen Versammlungen gesprochen. Manch einer hat schon gefragt, ob es denn ein fester Teil unserer templerischen Liturgie sei. Die Antwort ist: nein, es gibt im Tempel keine festgelegte, für alle Ältestensprecher verbindliche Gottesdienstliturgie. Schon seit der Gründerzeit wollte man vermeiden, daß so starre kultische Formen in der Gemeinde entstehen, die nach der Erfahrung allzuleicht einen Eigenwert gewinnen können. Die kultische Form soll nach unserer Auffassung ihren Zweck nicht *in sich selbst* haben, sondern nur das *Mittel* sein, mit dessen Hilfe wir unsere religiöse Einstellung und Gesinnung zum Ausdruck bringen. Es ist deshalb dem jeweiligen Ältestensprecher überlassen, im Gottesdienst diejenigen Formen (Worte, Gebete, Gesten usw.) einzusetzen, die er in seiner eigenen religiösen Einstellung gegenüber der Gemeinde verantworten kann.

Dieser Grundsatz wird in unserer Gemeinde auch von allen diensttuenden Ältesten beachtet. Warum wird trotzdem im »Saal« und zu anderen Anlässen als Schlußgebet fast immer das Vaterunser gesprochen? Und zwar stets im selben Wortlaut? Dafür sind mehrere Gründe anzuführen:

Zum einen handelt es sich bei dem von uns verwendeten Wortlaut um die sogenannte »ökumenische Fassung«. Diese Fassung wurde vor Jahren zwischen den christlichen Kirchen vereinbart, damit dieses Gebet *von allen Christen gemeinsam* gesprochen werden kann. Ist das nicht der Beachtung wert, daß wenigstens in diesem einen grundlegenden Gebet alle Christen »einstimmig« sind und damit denselben Urheber ihres Glaubens bezeugen? Von dieser Gemeinsamkeit wollen sich auch die Templer nicht ausnehmen.

Die in allen Feierstunden verwendete gleichlautende Fassung hat aber noch einen weiteren Sinn: Wenn der Text bekannt ist und immer gleich lautet, können alle Anwesenden *in das Gebet mit einstimmen*. Diese Beteiligung der Gemeinde am Gottesdienst ist in meinen Augen ein wichtiges Element, um Religion lebendig zu erhalten. Der Gottesdienst ist nicht eine Angelegenheit eines *Einzelnen*, der da vorne am Sprechpult steht, sondern er muß eine Herzenssache der *ganzen* Gemeinde sein. Das gemeinsame Sprechen erzeugt eine geistige Kraft in der Versammlung, die durch das Sprechen eines Einzelnen nicht erzielbar wäre.

Gibt man mit einem einheitlich gesprochenen Gebet aber nicht die eigene persönliche religiöse Einstellung auf? Diese Gefahr bestünde nur, wenn das gemeinsame Vaterunser im Gottesdienst das *einzig*e Gebet für den Betreffenden wäre. Ein Gebet ist aber etwas Höchstpersönliches und hat seinen *Platz im täglichen Leben* des Einzelnen. Wir haben bei einer kürzlichen Andacht von Monika Tietz gehört, daß sie auch bei ihrer Hausarbeit in Gedanken betet. Das Gebet in der Gemeinde kann immer nur eine *Ergänzung* dessen sein, was wir im Alltag tun und wie wir uns im eigenen Innern Gott zuwenden.

Wenn wir genau darüber nachdenken, werden wir feststellen, daß das Gebet, das Jesus seine Jünger gelehrt hat, *beispielhaft* dafür ist, wie Menschen zu ihrem Gott beten sollen. Im Vaterunser haben wir *Orientierungspunkte* an die Hand bekommen für das, was für unser Leben wichtig ist. Hier wird nicht um die Erfüllung von *Nebensächlichem* gebeten, sondern um die Gewährung der *eigentlichen Lebensgrundlagen* für uns Menschen. Es geht um eine *Besinnung auf das Wesentliche* unseres Menschseins. In seiner Kürze und Prägnanz ist das Vaterunser wohl kaum zu übertreffen.

Nochmals: Alle diese Ausführungen hier haben nicht den Sinn, das Vaterunser-Gebet für die Tempelgemeinde »festzuschreiben«. Nach wie vor sollen daneben auch andere, insbesondere persönlich formulierte, Gebete ihren Platz in unseren Feierstunden haben. Seinem Wesen nach soll ein Gebet ja etwas sein, das man nicht aus irgendeiner Schublade herausholt, sondern das in einem bestimmten Augenblick und aus einem bestimmten Zusammenhang heraus entsteht. Erst dann entspricht es seinem Sinn und entfaltet es seine Kraft. Und niemand sollte diese Kraft geringschätzen!

Peter Lange

Leserecho

Die Schriftleitung freut sich über jede sachliche Leserzuschrift, die sich auf Veröffentlichungen in der »Warte des Tempels« bezieht. Sie behält sich jedoch Kürzungen vor. Die veröffentlichten Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder.

Führt Gott uns in Versuchung?

Führt Gott uns in Versuchung? Diese Frage wurde in der Februar-Ausgabe der »Warte des Tempels« durch Pinchas Lapide gestellt.

Für mich möchte ich sagen: Nein. Ich will es kurz begründen: Vor einiger Zeit nahm ich an einem Volkshochschulkurs teil, der das Erlernen der aramäischen Sprache versprach. Ich meldete mich, weil ich der Sprache, die Jesus einst gesprochen hat, näherkommen wollte. Leider hielt sich der Kurs nicht lange, zu viele Teilnehmer sprangen ab. Durch meine Kenntnisse der hebräischen Schrift war der Einstieg für mich einfacher gewesen.

Bald, nachdem die ersten Hürden genommen waren, legte uns unser Lehrer das Vaterunser in Aramäisch vor. Gemeinsam lasen wir: »we la ta elinna le nisijon«, und gemeinsam besprachen wir die möglichen Übersetzungsvarianten, denn im Verbstamm fanden wir nicht nur das Wort »führen«, sondern auch »hineingeraten, etwas geschehen lassen, hineingehen«. Um wieviel deutlicher wurde uns jetzt die Aussage: »Führe uns nicht in Versuchung«.

Und seither spreche ich diese Bitte im Vaterunser für mich so: »... und lasse uns nicht *in Versuchung geraten*, sondern erlöse uns von dem Bösen.«

Brigitte Kneher, Kirchheim u. T.

Krieg für eine gerechte Sache?

Karin Klingbeil

Die Absage Jesu an die politische Macht

Die zweite Versuchung Jesu durch den Teufel – so wie sie in der »Versuchungsgeschichte« (Luk. 4,1-13) geschildert wird – liegt in dem Angebot, Jesus die Macht über alle Weltreiche zu übergeben, wenn er ihn, den Teufel, anbetet. Man mag sich fragen, inwiefern dies überhaupt eine Versuchung für Jesus dargestellt haben mag, da der einzige im engeren Sinne politische Ausspruch Jesu bei Matthäus (20,25) lautet: »Ihr wißt, daß die Herrscher ihre Völker niederhalten und die Mächtigen ihnen Gewalt antun«, und der drückt wohl seine ganze Verachtung über die menschlichen Reiche aus. Auch mag erstaunen, daß der Teufel sagen kann, daß ihm alle Macht und Herrlichkeit der Reiche der Welt übergeben sei und er diese demjenigen geben könne, dem er sie geben wolle. So gesehen ist die Welt vom Teufel beherrscht – und dies äußert sich darin, daß der Mensch seinem innerlichen Trieb, sich durchzusetzen und Macht auszuüben, in manch häßlicher Form nachgibt. Die immerwährende Herrschaft des Menschen über den Menschen zeigt sich in Unterdrückung, Folter, Hinrichtung, Krieg – kurz: der Verletzung der elementarsten Menschenrechte.

Die Versuchung für Jesus lag wohl in der Verlockung, selber die Macht zu besitzen und damit die Möglichkeit zu haben, die bestehende Ordnung der Welt zu ändern und zum Guten zu führen. Welche Vorstellung! Mit der Macht ausgestattet zu sein, Unrecht und Gewalt zu begegnen und sie so dem Einflußbereich des Teufels zu entziehen! Aber: Wie realistisch ist ein solches Unterfangen? Ist es wirklich möglich, das Böse ein für allemal zu besiegen, wenn man nur entschlossen genug endlich den richtigen Krieg für die richtige Sache führte? Wieviele leidvolle Kriege sind im Namen der »richtigen Sache« geführt worden – noch ist das »Säbelrasseln« der Amerikaner in der Irak-Krise zu hören, von der manch einer meinte, man müsse nur konsequent genug vorgehen, um die kritische Bedrohung abzuwenden. Und was ist mit den menschlichen Opfern, die allein schon der wirtschaftliche Boykott gekostet hat?

Außerdem ist der Preis für die Macht der Pakt mit dem Teufel, die Verpflichtung, ihn als Herrn anzubeten. Das könnte ja auch nur heißen, Böses in Kauf zu nehmen, um Gutes tun zu können – und so gesehen kann auch ein solches Angebot nicht die Lösung sein. Alles Denken in den Kategorien von Macht und Ohnmacht müßte in dem Teufelskreis von Über- und Unterlegenheit, Sieg und Niederlage gefangen bleiben. Weiterhin würde das Recht des Stärkeren herrschen.

Jesu Antwort auf dieses Dilemma kommt nicht aus ihm selbst, sondern aus der Schrift, nämlich aus dem 5. Buch Mose, Kap. 6, Vers 13: »... sondern du sollst den Herrn, deinen Gott fürchten und ihm allein dienen.« Ganz abgesehen davon, daß die Befolgung dieser Weisung bereits eine Anbetung des Teufels ausschließt, findet hier die Rückbesinnung auf Gott statt und zwar in der Weise, daß

die Macht des Menschen über den Menschen nicht die letzte Wirklichkeit ist. Die überlegene Macht, die allein den Menschen frei machen kann, kann nichts mit einer Anbetung des Teufels zu tun haben. Das Thema der ersten Versuchung klingt an: In unserer Welt läßt Gott Hunger, Leid, Elend, Unrecht und Gewalt zu – und doch begreift Jesus seine Gottessohnschaft als die Bereitschaft, auf Gott – und nur auf Gott – zu hören und alles nur von ihm zu erwarten. Für Jesus ergibt sich die grundlegende Gewißheit, daß eine Lösung des weltweiten Problems der menschlichen Macht und Gewalt nicht politisch mit Gegengewalt, sondern nur religiös durch das Bewußtsein der Abhängigkeit von Gott und Geborgenheit in Gott möglich wird.

Von diesem Moment an wird Jesus das Anbrechen des Reiches Gottes verkünden, »einer unsichtbaren Macht, die den Menschen gefangen nimmt durch den Zauber der Güte, durch die Faszination der Liebe und durch den Trost der Vergebung. Es ist das absolute Gegenprogramm zu all den Reichen dieser Welt in der Hand des Teufels; es ist das Ende des ständig eskalierenden Alptraums der Geschichte, mit den Mitteln des Krieges dem Frieden, mit den Mitteln der Gewalt der Freiheit und mit den Mitteln der Zerstörung dem Leben dienen zu sollen« (E. Drewwermann, »Das Matthäusevangelium«, S. 338).

(Teil einer Gottesdienstansprache in der Tempelgemeinde Stuttgart am 1. März)

Ein Pädagoge, wie es ihn selten gibt

Zum Tod von Dr. Herbert Rohrer

Im letzten »Warte«-Heft haben wir den Tod unseres langjährigen Mitglieds Dr. Herbert Rohrer bekanntgeben müssen. Wir haben dabei seine lange Zugehörigkeit zur Gebietsleitung der TGD und seinen nimmermüden Einsatz für die Gemeinschaft gewürdigt. Was nicht erwähnt wurde, ist seine überaus erfolgreiche berufliche Tätigkeit als Lehrer und Pädagoge. Aus vielen Beileidsbekundungen ehemaliger Schüler, die alle schon selbst eine längere berufliche Tätigkeit hinter sich haben, geht die große Verehrung und Dankbarkeit hervor, die dem beispielhaften Erzieher entgegengebracht wird. So war Herbert Rohrer für eine Schülerin, die inzwischen Schauspielerin ist, »die letzte Bastion gelebter Menschlichkeit, Würde, Anstand im ursprünglichen Sinne des Wortes und Bescheidenheit«. Er war ihr »ein Vorbild, und ohne seine Energie, ohne sein Wirken« ist für sie »diese Welt wahrlich ein Stückchen ärmer geworden«.

Die »Warte«-Schriftleitung hält es für angebracht, neben dem Templar Rohrer auch den Pädagogen Rohrer zu würdigen. Eine Darstellung seiner schulischen Tätigkeit wurde anlässlich seines 90. Geburtstages vor 5 Jahren veröffentlicht. Wir entnehmen daraus einige Abschnitte.

Dr. Herbert Rohrer unterrichtete am Göppinger Hohenstaufen-Gymnasium von 1945 bis 1970. Er erwarb sich mit seinem umfassenden pädagogischen und erzieherischen Lebenswerk große Anerkennung und Beliebtheit in einer breiten Schülerschaft. Als Lehrerpersönlichkeit vermittelte er vielen Schülerinnen und Schülern prägende Impulse für ihr fachliches Wissen und die Ausformung ihrer Person.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, in den Jahren der Not und des Verzichts, gehörte er zu der Generation, die den Aufbau leistete. Die Jugend suchte eine Orientierungsperson, die Maßstäbe erarbeitete und Mut machte. Dr. Rohrer beherrschte die schwierige Kunst der Erziehung. Seine Berufsarbeit war geprägt von Leidenschaft im Einsatz, Verantwortlichkeit in der Zielsetzung und Augenmaß wie auch Wohlwollen in der Entscheidung. Für ihn war der Lehrerberuf kein arbeitszeitlich limitierter Job, sondern eine Selbstverpflichtung infolge besonderer Eignung. Sein Idealismus gab ihm die Kraft, die erfolgreiche Menschen benötigen. Auch heute im Alter begegnet er immer wieder dem Dank seiner Schülerinnen und Schüler für sein außergewöhnliches Berufsengagement.

Dr. Rohrer wurde 1903 in Jerusalem geboren. Dort verbrachte er als Palästina-Deutscher seine Jugend. In Tübingen, Heidelberg und London studierte er von 1922 bis 1927 Philologie mit den Fächern Englisch, Deutsch sowie Geschichte. Nach der Promotion 1928 zum Dr. phil. und dem Ablegen der beiden Staatsprüfungen unterrichtete er zuerst an der Deutschen Schule in Jerusalem, dann in Cannstatt, Schwäb. Hall, Jaffa, wieder Cannstatt und schließlich in Calw. Die harten Jahre des Zweiten Weltkriegs erlitt er vom Anfang bis zum Schluß als Soldat.

Im November 1945 konnte Dr. Rohrer an der damaligen Hohenstaufen-Oberschule seine Berufsarbeit wieder aufnehmen. Auch nach dem Erreichen des gesetzlichen Zeitpunktes für den Eintritt in den Ruhestand 1968 arbeitete er freiwillig wegen des großen Lehrermangels im Angestelltenverhältnis mit vollem Lehrauftrag weiter. Erst 1970 schied der beliebte Lehrer aus dem Dienst. Seine letzte Dram-AG-Aufführung leitete er aber noch 1976 im Alter von 73 Jahren.

Weil bei Dr. Rohrer der Beruf »Berufung« war, wurde sein langes Berufsleben entscheidend von der pädagogischen Arbeit, für die er rückhaltlos Können, Kraft und Zeit einsetzte, geprägt. Er verstand es, mit Geschick, d.h. mit der richtigen Mischung von Güte und Härte, auf seine Schüler persönlich einzugehen. Auch besaß er das Gespür, Begabungen zu erkennen und zu entwickeln. Im Unterricht übertrug er seine beispielhafte Einsatzbereitschaft auf junge Menschen und weckte mit seinem Optimismus ungeahnte Kräfte. Er spürte, daß Jugend große Möglichkeiten besitzt, die es zu entwickeln gilt. Die Motivation dazu konnte er durch seine Vorbildfunktion wecken.

Beispielhaft für die Schulen im Land wurde an der Hohenstaufen-Oberschule, unter Leitung des Vertrauenslehrers Dr. Rohrer, nach Kriegsende ein Modell für die Schülermitverantwortung geschaffen. Der Vertreter der Schülerschaft bei der Erarbeitung von Regularien für eine vertrauensvolle Beratung wichtiger Schülerangelegenheiten war damals der heutige Innenminister Frieder Birzele.

Dr. Rohrer's ganz besondere Liebe galt über beinahe 30 Jahre der *Dramatischen Arbeitsgemeinschaft*. Im Tief der ersten Nachkriegsjahre entstand der Wunsch nach neuen Zielen. 1947 wurde ein Anfang gewagt. Die Besetzung der weiblichen Rollen führte zur Zusammenarbeit mit anderen Gymnasien, vor allem mit dem Mörike-Gymnasium. Das Hohenstaufen-Gymnasium war damals noch eine reine Jungenschule.

Mit der Einrichtung einer Theater-AG sollten verschiedene pädagogische Ziele erreicht werden. Einmal die Übermittlung des geistigen Gehalts der klassischen Stücke, ferner deren sprachliche und szenische Erarbeitung, das Erlernen der Vortragskunst und der Mimik, insgesamt eine umfassende Bildung von jungen Menschen, wie sie im Fachunterricht allein nicht erreicht werden kann. Mit viel Idealismus und Fachkenntnis schuf Dr. Rohrer eine weit über Göppingen hinaus bekannte Theatergruppe mit einem Niveau, das über normalen Schüleraufführungen lag. Die Darstellung vertrockneter, aufgeblasener, dümmlicher, hochgestochen-affektierter Charaktere gelang ebenso wie die Gestaltung der Schalkhaftigkeit von Gaunern, Dienern und Galanen oder die feinfühligte Ausmalung einer Liebesgeschichte. Die Schüler lernten es, als Jongleure mit den bunten Bällen witziger Bonmots zu spielen, ernste und sarkastische Bemerkungen wie Seifenblasen leicht umherfliegen zu lassen. Erstaunlich blieb die unbefangene Art, mit der sich die Darsteller frei auf der Bühne bewegten.

Wie können Schüler solchen subtilen und ironischen Ausdrucksformen gewachsen sein? Das Gelingen verdankte man der feinnervigen Umsicht in der Regie von Dr. Rohrer.

Besondere Aufmerksamkeit schenkte er der Schulung einer fließenden, deutlichen und gepflegten Aussprache. Eine außerordentliche Textsicherheit und Sprechdisziplin garantierte den Erfolg. In der Arbeitsgemeinschaft wurde auch, vom Entwurf bis zur technischen Ausführung, ein gutes Bühnenbild geschaffen.

Eine Aufführung erforderte nicht nur sechs bis zehn Darsteller, sondern bis zu dreißig Mitwirkende wie Kulissenbauer, Beleuchter, Organisatoren sowie Mehrfachbesetzung der einzelnen Rollen. Alles mußte in der unterrichtsfreien Zeit geschaffen werden. Auch für Dr. Rohrer lief alles ohne Anrechnung, zusätzlich neben einem vollen Lehrauftrag.

Die Freude am Schönen, getragen von der Liebe zur Sache, führte zu kultiviertem Theater. Über das Lustspiel von Terenz und Plautus bis Calderon und Lope de Vega, die Komödie von Shakespeare über Molière bis Gogol und Shaw, das Schauspiel von Schiller über Grillparzer bis Rolland spannt sich der Bogen von vielen Aufführungen.

Das Aufblühen und der Zerfall von Arbeitsgemeinschaften hängt wesentlich von ihrem Leiter ab. Nur besonders geeigneten und engagierten Persönlichkeiten gelingt es, Interesse zu wecken, Schüler zu gewinnen und Talente aufzuspüren. Einem solchen Lehrer verdanken dann die Mitwirkenden oft Anstöße für ihre gesamte Entwicklung, egal welchen Beruf sie später ergreifen. Nur wer sich an eine besondere Aufgabe wagt, kann an ihr wachsen. Dr. Rohrer bleibt vielen früheren

Schülern ein Wertbegriff, nicht zuletzt denen, die aus seiner Dram-AG den Sprung auf die großen Bühnen geschafft haben, und das sind nicht wenige.

Franz Albus

Aus dem Archiv

Nach seinem Buch »From Germany to the Holy Land – Templer Settlement in Palestine« (in hebräischer Sprache) hat Prof. Ben-Artzi, Haifa, ein weiteres wissenschaftliches Werk veröffentlicht: »Early Jewish Settlement Patterns in Palestine, 1882-1914« (»Frühe Modellformen jüdischer Niederlassungen«; in englischer Sprache).

Yossi Ben-Artzi stellt hier die Siedlungsformen des Moshavs dar, der – anders als der Kibbuz – eine Genossenschaftssiedlung ist, in dem die bäuerlichen Betriebe im Eigenbesitz bleiben. Der Kibbuz dagegen ist eine ländliche Kommune, in der die Produktionsmittel der Gemeinschaft gehören, von der auch die Bedürfnisse der Mitglieder gedeckt werden.

Der Autor hat seine Untersuchungen auf die Entstehung und Weiterentwicklung des Moshavs konzentriert und besonders auf dessen Einwirkung auf die ursprünglichen landwirtschaftlichen Gegebenheiten hingewiesen. Der Wunsch Yossi Ben-Artzis ist, daß durch seine Forschungen wenigstens in der Literatur nachvollziehbar bleibt, was das jüdische Siedlertum durch die Moshavbewegung geschaffen hat. Heute, im Zug der Modernisierung, ist ein Teil der ideologischen und strukturellen Einzigartigkeit dieses Phänomens verlorengegangen.

Diejenigen, die davon träumten, die jüdische Kultur in Palästina wieder aufleben zu lassen, schufen im Moshav die Möglichkeit des Zusammenspiels von Arbeit mit Lebensunterhalt durch die Landwirtschaft und der Pflege von Sitte, Brauchtum, Sprache und Bildung. Das Ziel war, den »new type of Palestine Jew« zu schaffen als Keimzelle gleichsam für ein selbständiges, gesundes, kulturell aktives und selbstbewußtes Judentum.

Natürlich, und das hat mich aus naheliegenden Gründen besonders interessiert, zieht der Autor Vergleiche zu den arabischen Dörfern der damaligen Zeit, den europäischen Dorfformen und den Templerkolonien. Die letzteren hatten den Moshavim zum Teil als Modell gedient. Prof. Ben-Artzi hat ja sein erstes Buch den Tempeliersiedlungen gewidmet (wir haben im Oktober 1996 darüber berichtet). Diese Forschungsergebnisse sind in breitem Raum in sein neues Buch eingeflossen. Dieses kann vom TGD-Archiv (unter der Reg.Nr. T-305) eingesehen oder ausgeliehen werden.

Brigitte Kneher, Archivleiterin